

Meine erste Bergbesteigung

Autor(en): **Chiesa, Francesco**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **10 (1934)**

Heft 39

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-754876>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Meine erste Bergbesteigung

VON FRANCESCO CHIESA

Berechtigte Uebersetzung von Ruth Lang

Bis zum halben Morgen störte nichts die reine Freude unseres Aufstiegs. Der ein gutes Stück weit ziemlich steile Abhang war mit schönen Wiesen überwachsen und sauber wie eine Handfläche. Dann kamen Tannengruppen, die an die würdige Gesetzmäßigkeit eines Parkes erinnerten, dann wilde Gegenden, Sümpfe, Steingründe, Felstrümmer und der erste Schnee im violetten Grau der Berge. Überall die vielen jungen Wasser. Als wir die letzten krummen Lärchen hinter uns hatten, glaubte ich, wir kämen nun in das unumschränkte Reich der Steine. Aber es war nicht so. Hier begann nämlich von einem Felsblock zum andern der wunderbarste Frühling, den ich je gesehen: eine Art ganz unschuldiger und glückseliger April mit so lieblich leuchtenden kleinen Blumen, daß man beinahe die Augen darin verlor.

Ich war noch nie im Hochgebirge gewesen. In jenem Jahr gegen Ende Juli (ich kam gerade von der Maturitätsprüfung mit einem Stück Papier — sicher nicht eines, das ich hätte durch die Stadt schwenken oder in einem Goldrahmen aufhängen können, aber es war immerhin präsentabel und ganz anständig, voll braver, mittel-mäßiger Noten, die wie die ehrbaren Tugenden eines guten Christen zum Heil genügen — lassen wir die paradoxen Tugenden lieber den Heiligen!), in jenem Jahr also war ich von Verwandten, die den Sommer in einem kleinen Hotel auf 1600 Meter Höhe verbrachten, eingeladen worden. Man hatte schon ein paar Ausflüge in die Umgebung gemacht. Schon war mir das erschreckende Anblick, das die Welt annimmt, wenn sie sich aus der ruhervollen Lage der Hügel und Ebenen höher emporrichtet, ein wenig vertrauter geworden. Ich hatte herausgebracht, wie leicht man auf gewissen Weglein gehen konnte, die mir aus der Ferne wie Phantasiegebilde und Entwürfe unmöglicher Reisen ins Reich des Herzklopfens vorgekommen waren. Aber bis dahin hatte ich nichts Größeres unternommen.

An jenem Morgen war das Wetter sehr schön, und man beschloß, auf den Pizzo Stella hinaufzusteigen: eine aufsteigende Spitze, die ich vom ersten Tage an mit der reinen und tiefsten Bewunderung, die wir Menschen für unerreichte Höhen haben, betrachtet hatte. Ich wußte nicht — ich lernte es an jenem Morgen —, daß man ganz leicht hinaufkommen konnte, wenn man hinten herumging. Aber es ist kein kleines Stück, und man mußte alles Nötige für den ganzen Tag mitnehmen. So verteilten wir das Gepäck und machten uns auf den Weg. Sechs im Ganzen: der Onkel, die beiden Vettern, meine Kusine, ein Advokat, den man im Hotel kennengelernt hatte, und ich.

Bis zum halben Morgen, habe ich gesagt, ging alles ausgezeichnet. Als wir aber an den Rand eines Schneefeldes, das man überqueren mußte, kamen (über ein erstes, ziemlich leichtes und nicht sehr steiles, waren wir schon sozusagen im Tanzschritt gegangen), wurden mir die Beine plötzlich schwach, und als ich die steile weiße, in eine grundlose Tiefe abschließende Halde betrachtete, war es mir, als ob ich das Atmen verlernt hätte. Was nun? Eingestehen, daß ich vor Angst starb? Bitten, sie möchten doch Erbarmen mit mir haben? ... Schon der Gedanke an diese Schmach genügte, in mir eine Art verzweifelter Mut zu wecken, und ich fing an, einen Fuß nach dem andern in die Spuren zu setzen, die Onkel und Vettern an der Spitze des Zuges mit ihren schweren Schuhen in den harten Schnee stampften.

Plötzlich sagte meine Kusine, die vom Advokaten gefolgt hinter mir drein kam: «Nein, unmöglich, ich gehe nicht weiter!»

Die ganze Gesellschaft kehrte zum Rand des Schneefeldes zurück, um sie aufzumuntern, zu schimpfen und sich über die Arme lustig zu machen. Vergeblich. Sie hatte sich auf einen Stein gesetzt und wiederholte, ihre Stiefelspitzen anstarrend: «Nein, ich komme nicht.»

«Also gut», sagte der Onkel mit einem Gesicht, das seiner ruhigen Stimme nicht entsprach, «Schluß mit der Tour, wir gehen zurück.» Die beiden Vettern protestierten entrüstet. Der Advokat fühlte sich verpflichtet, seine Begleitung anzubieten: er würde mit dem Fräulein zurückkehren, die andern könnten dann weitergehen. Aber man merkte wohl, daß ihm das Anerbieten nicht von Herzen kam, und der Onkel lehnte entschlossen ab. Während sie noch so hin und her redeten, kam mir eine jener Inspirationen, die man genial nennt, auch wenn ihr Ursprung nicht so erhaben ist. Ich machte mich vor und sagte, daß ich mit Elvira zurückgehen würde. Um

allerlei Vermutungen kurz abzuschneiden, fügte ich hinzu, der Schuh drücke mich: was war den Wert meines Verzichtes ziemlich verringerte, ihn aber um so annehmbarer machte.

So ließen sie uns zurück.

Elvira war ein schönes, kräftig gebautes und schlankes Mädchen mit einem leuchtenden Stolz im Gesicht, der jedermann in Distanz hielt. Mich hatte sie immer sehr höflich behandelt und ein paarmal sogar geruht, mir zuzulächeln, aber von oben herab, wie mir schien. Und dann die Dinge, die sie mir sagte! — sie studierte seit zwei Jahren Philosophie und Literatur! komplizierte, schwierige Dinge, manchmal auch einfache, aber von einer Einfachheit wie das Ei des Kolumbus, so daß man niedergeschmettert stehen bleibt und denkt: Was für ein Esel bin ich doch! — Kurz, mich schüchterte diese Art von Minerva ein. Obwohl ich mein Gymnasium gemacht hatte und doch auch kein Waisenknabe war, fühlte ich mich ganz blöde und verwirrt vor so einer schönen Kusine: so viel nur, damit jedermann weiß, daß, wenn ich mich nun anerbieten hatte, so ganz allein mit ihr heimzukehren, wirklich keinerlei verdächtige Gründe mitspielen.

Ich setzte mich auch, da meine Gefährtin keine Anstalten machte, aufzubrechen. Und ich betrachtete sie ein wenig zutraulicher, weil ich mich ihr durch die gemeinsame Schwäche näher gekommen fühlte. Vor diesem schrecklichen Schneefeld hatten wir beide gezittert, vielleicht Elvira noch ein wenig mehr, denn sie war schon nach dem ersten Schritte umgekehrt. Ich konnte sie also als meinesgleichen betrachten, als ein Geschöpf vom selben Fleisch und Blut. Irgendein boshafter Pessimist soll gesagt haben, Freundschaft entstehe dann, wenn zwei menschliche Wesen sich in ihren schwachen Punkten berühren: ein irriges Urteil, das aber wie alle Irrtümer ein Fünkchen Wahrheit enthält. Sicher ist, daß meine große Kusine Elvira mir nie so schön und liebenswert vorgekommen war, wie seit dem Augenblick, da sie in meiner Bewunderung ein wenig gesunken war. Ich dachte nicht mehr an die fremden, kühnen Dinge, die sie wußte. Sie konnte ein Schneefeld nicht überqueren, das genügte mir, um frei und in einem fast väterlichen Tone mit ihr zu reden. Ja, denn wie die Sache stand, hatte sie doch noch mehr Angst gehabt als ich.

«Der Schwindel», sagte ich, «ist ein Gefühl, dem niemand befehlen kann.»

«Der Schwindel ist kein Gefühl», antwortete sie.

«Das heißt — ich will nur sagen, daß du ganz recht gehabt hast, Elvira. So ein Schneefeld zu überqueren muß für eine junge Dame kein Vergnügen sein.»

«Aber dafür ein großes Vergnügen, darüber hinaufzusteigen!» Sie erhob sich lachend und schob den Rucksack auf dem Rücken zurecht.

«Gehen wir», sagte sie, «wir haben keine Zeit zu verlieren, wenn wir auf dem Pizzo Stella sein wollen, bevor die andern kommen.»

Ich starrte sie erschrocken an und hoffte, sie sage das zum Spaß. Aber es war ihr Ernst: sie erklärte, daß sie schon im vergangenen Jahre mit Leuten aus der Gegend über das Schneefeld hinaufgestiegen sei. Man gewinne eine ganze Stunde Zeit und genieße es zehnmal mehr. Gar nicht gefährlich. Ein bißchen steil und mühsam zwar, bei der letzten Zunge. Dann ein paar Felsblöcke, die aber weniger schlimm seien als sie aussähen, und voller Vorsprünge, um sich zu halten. Und dann der Gipfel! — «Kannst du dir», schloß sie, «die Gesichter meines Vaters und der andern vorstellen, wenn sie, noch ganz atemlos und verschwitzt vom langen Aufstieg in der heißen Sonne, oben ankommen und wir spazieren hinter einem Stein hervor, frisch wie zwei Rosen?»

Sie geruhte nicht einmal zu fragen, ob der Schuh mich wirklich drückte, und stand schon im Schneefeld. Und ich Armer — obwohl ich genau wußte, daß ich mich da auf ein meine Kräfte übersteigendes Unternehmen einließ — folgte ihr, widerstrebend wie einer, der zu Tode geführt wird. Aber ich lernte (ich war 18jährig, und die Gelegenheiten, etwas zu lernen, waren noch nicht alle dagewesen), daß es noch etwas Schlimmeres gibt als in den Tod zu gehen: die Angst, sich in den Augen einer Frau lächerlich zu machen.

Und dann eine Frau wie Elvira! Sicher nicht mehr das liebe, große, fürsamsame Mädchen, wie es mir unten am Rande des Schneefeldes vorgekommen war, als ich mir beinahe vortauschte, zurückgeblieben zu sein, um sie zu

beschützen, um ihr den Rückweg zu zeigen. Aber auch nicht die Minerva von vorher, die mit einem einzigen Blick meine ganze arme Maturität ins Wanken brachte. Nein, es war eine Elvira wie aus Märchen und Wundern: wie wenn Zauber und Entsetzen, verhextes Lächeln und alle geheimnisvollen und schrecklichen Berggeister in dies herrliche Mädchen gefahren wären! Ich sah sie ruhig und mühelos an der silberblauen Wand hinaufsteigen, fast ohne den Stock zu benützen, mit traumhafter Leichtigkeit. Mit einem kräftigen Druck ihres kleinen, stählernen Fußes schnitt sie die Stufen für immer und immer wieder einen Schritt. Für ihre Schritte, die leicht gingen wie die Worte eines heiteren Gesprächs, für die von mir, der ich so nah als möglich hinten drein kam und genau wußte: sobald ich die Fühlung verlor, würde ich stürzen.

Ich wagte nicht zurückzuschauen, obwohl ich den boshafte Ruf des Abgrundes gut hörte. Er wurde immer gebieterischer, betastete mir den Rücken, suchte meine Knie zu umfassen. — Sie nicht die geringste Angst: sie wandte sich, als ob sie auf den Treppen zu ihrem leuchtenden Gesicht, sagte: «Jetzt sind wir da...» Es war nicht wahr. Aber wäre es auch die Quintessenz der Wahrheit gewesen, ich hätte in diesem Augenblick dennoch keine größere Freude, keinen größeren Trost empfinden können. Und wenn sich dieses Schlickchen Trunkenheit erschöpfte, wandte sie sich wieder mit einem klingenden Lachen, oder um eine Handvoll Schnee auf mich zu werfen.

Dann sagte sie: «Jetzt sind wir aber wirklich da.» Und sie sprang auf einen rötlichen Stein, der vor uns lag, wo der Schnee zu Ende ging. Ein unendliches Geriesel rostiger Kieselsteine kam uns wie ein stummer Wildbach entgegen und wollte uns mitreißen. Winzige, prasselnde Steinchen, die unter den Füßen wegglitten. Dann zwischen zwei hohen Böschungen eine Stockung angehäufter Felsblöcke, aus deren Hohlräumen eisiger Atem blies. Elvira nahm mich zwei- oder dreimal an der Hand, um mir hinauf und über jene Löcher zu helfen, damit sie mich nicht verschlängen! Auf einmal sagte sie: «Jetzt wollen wir uns ein bißchen setzen und verschaukeln.» Wir setzten uns auf einen Stein, so nahe zueinander, daß ich am Arm, am ganzen Körper ihre Wärme spürte. Die Trümmerhaufen versperrten uns den Blick auf das untenliegende Schneefeld, und all diese Kanten und Spitzen gaben mir eine Art Sicherheit, wie wenn sie mich davon hätten abhalten können, in den Abgrund zu gleiten. Als aber Elvira wieder aufstand und sagte, in einer Viertelstunde seien wir auf dem Gipfel, und als ich mich umdrehte und die Felswand in unserm Rücken sah, sank mir der Mut. Ich sagte kein Wort. Elvira bemerkte den Zustand des armen Jungen, den sie hier hinaufgeschleppt hatte, wohl. Aber sie konnte ihn doch weder hier stehen, noch über das Schneefeld hinunterkugeln lassen.

So tat sie wie einer, der an einer gefährlichen Stelle geht und ein großes Bündel trägt, — ein schlechtgemachtes Bündel, das nach allen Seiten auseinanderfallen will und Dinge enthält, die leicht Schaden nehmen könnten.

— Unmöglich, aus meiner Erinnerung genaue Einzelheiten hervorzuholen. Aber wenn ich daran denke, überfällt mich jetzt noch Grauen, und doch scheint es mir (was ich damals sicherlich nicht spürte), als ob sich in die Angst ich weiß nicht welch schreckliche Wonne gemischt habe.

Sie packte mich wie einen Gegenstand. Ich glaube, daß sie mich ein- oder zweimal hoch auf ihre Arme hob und auf einen Vorsprung setzte — so wie eine Hausfrau ein Gefäß oder ein Paket in das oberste Fach ihres Schrankes stellt. Manchmal kletterte sie mir voraus und streckte sich, auf einem Sims liegend, vor, um mich hinaufzuziehen. Und lachte! Glühend, herrlich, wütend: «So ein Dummkopf!», sagte sie, «ist mir überhaupt noch nie vorgekommen.» ... Aber sie sagte auch schöne und große Dinge, die ich unter ruhigeren Umständen mit viel Bewunderung angehört und in welchen ich vielleicht einen zweiten Sinn gefunden hätte: Sieh nicht, woher du kommst, sieh, wohin du gehst! — Oder auch: Sieh in die Höhe, sieh den Himmel an, der macht dir keine Angst....

Dann gab sie mir einen kräftigen Stoß und sagte: «Nun bleib aber von selbst stehen!»

Wir waren wirklich auf dem Gipfel des Pizzo Stella.